

JANE JOHNSON
Die Seele der Wüste



GOLDMANN
Lesen erleben

Buch

London: Die erfolgreiche Steuerberaterin Isabelle Fawcett führt ein zufriedenes, aber wenig aufregendes Leben. Doch eines Tages macht Isabelle auf dem Dachboden ihres Elternhauses eine Entdeckung. In einer alten Kiste findet sie ein silbernes Tuareg-Amulett mit einer geheimen Inschrift. Das Geheimnis des Amuletts lässt Isabelle nicht mehr los. Und so reist sie in die Sahara, um dem Rätsel auf den Grund zu gehen. Bei ihren Nachforschungen stößt sie immer wieder auf den Namen Mariata.

Marokko, etwa fünfzig Jahre früher: Die junge Tuareg Mariata verliebt sich in den Krieger Amastan. Doch ihr Vater zwingt sie, mit ihm und seiner neuen Frau Aicha in ein Haus im Süden von Marokko zu ziehen. Als Aicha sie auch noch gegen ihren Willen verheiraten will, flieht Mariata in die Wüste. Voller Sehnsucht begibt sie sich auf eine lange, beschwerliche Reise quer durch die Sahara – immer auf der Suche nach Amastan.

Je tiefer Isabelle in die Geschichte von Mariata eindringt, umso größer ist ihre Verwunderung – denn sie erkennt, dass ihrer beider Schicksale untrennbar miteinander verbunden sind.

Autorin

Jane Johnson stammt aus Cornwall und hat zwanzig Jahre lang in der Buchbranche gearbeitet. 2005 ist sie nach Marokko geflogen, um dort das Schicksal einer Verwandten zu recherchieren, die Anfang des 17. Jahrhunderts von berberischen Piraten entführt und auf dem Sklavenmarkt verkauft wurde. Während ihrer Nachforschungen hat Jane Johnson einen Einheimischen kennengelernt, mit dem sie mittlerweile verheiratet ist. Die Autorin lebt teilweise in Marokko und teilweise in Cornwall.

Weitere Informationen unter www.janejohnsonbooks.com

Von Jane Johnson außerdem bei Goldmann lieferbar:

Die zehnte Gabe. Roman (46800)

Jane Johnson

Die Seele
der Wüste

Roman

Aus dem Englischen
von pociao

GOLDMANN

Die Originalausgabe erschien 2010
unter dem Titel »The Salt Road«
bei Viking, London.



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das FSC®-zertifizierte Papier *München Super* für dieses Buch
liefert Arctic Paper Mochenwangen GmbH.

1. Auflage

Taschenbuchausgabe Mai 2012

Copyright © der Originalausgabe 2010 by Jane Johnson

Published in agreement with the author,

c/o BAROR INTERNATIONAL, INC., Armonk, New York, U.S.A.

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2010

by Page & Turner/Wilhelm Goldmann Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur München

Umschlagmotiv: © Alamy/Martin Karius; FinePic®;

Getty Images/Luca Trovato

Redaktion: Kerstin von Dobschütz

BH · Herstellung: Str.

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-442-47782-1

www.goldmann-verlag.de

Dies ist das tote Land
Dies ist Kaktusland
Hier sind die Bilder aus Stein errichtet,
zu denen die Hand eines Toten betet.

T.S. Eliot, *The Hollow Men*

Das Salz ist die Seele der Wüste.

Spruchwort aus der Sabara

Muss ein Volk erst verschwinden,
bis wir merken, dass es existiert?

Mano Dayak,
Freiheitskämpfer und Schriftsteller
(gestorben 1995)

EINS

Als Kind hatte ich einen Wigwam im Garten: eine Höhle aus dünner gelber Baumwolle über ein Bambusgestell gespannt und mit Pflöcken im Rasen verankert. Jedes Mal, wenn meine Eltern sich stritten, flüchtete ich mich dorthin. Ich lag auf dem Bauch, steckte mir die Finger in die Ohren und starrte so angestrengt auf die roten Tiere, mit denen die Borte bedruckt war, dass sie nach einer Weile anfangen zu tanzen oder zu laufen, bis ich nicht mehr in meinem Garten war, sondern weit draußen in der Prärie. Dort trug ich ein mit Fransen besetztes Gewand aus Hirschleder und Federn im Haar, wie die tapferen Krieger in den Filmen, die ich jeden Samstagvormittag im Kino an der Ecke sah.

Schon früh saß ich lieber draußen in meinem kleinen Zelt als im Haus. Das Zelt war meine Welt. Es war so groß wie meine Phantasie, und die war grenzenlos. Das Haus dagegen fühlte sich trotz seiner Pracht und georgianischen Weitläufigkeit eng und erdrückend an. Es war mit allem möglichen *Kram* vollgestellt, und dazu kam die Verbitterung meiner Eltern. Beide waren Archäologen, Liebhaber der Vergangenheit, und hatten sich mit Schachteln voller vergilbter Papiere, uralten Artefakten und verstaubten Objekten umgeben, fragilen, halb zerbröselten Hülsen verlorener Zivilisationen. Ich habe nie verstanden, warum sie beschlossen hatten, mich zu bekommen. Selbst das ruhigste Baby, das wohl erzogenste Kleinkind und die fleißigste Schülerin hätte die künstliche, museumsähnliche Stille gestört, in die sie sich gehüllt hatten. In diesem Haus lebten sie abgeschieden vom Rest der Welt, in einer Seifenbla-

se, in der die Staubkörnchen so lautlos in der Luft schwebten wie der künstliche Schnee in einer Schneekugel. Ich war kein Kind, das in ein solches Leben passte, sondern ein wildes Ding, laut, unordentlich und aufmüßig. Ich beteiligte mich lieber an den rauen Spielen der Jungs als den öden, verschlüsselten Unterhaltungen der anderen Mädchen. Ich hatte Puppen, doch meistens fiel mir nichts Besseres ein, als ihnen den Kopf abzuschlagen oder sie zu skalpieren. Manchmal vergrub ich sie im Garten und vergaß, wo. Ich machte mir nichts daraus, modische Outfits für die grotesk dünnen rosa Plastikpuppen mit ihren insektenhaften Figuren und messingblondem Haar zu entwerfen, für die die anderen Mädchen so schwärmten. Nicht mal um meine eigenen Klamotten machte ich mir große Gedanken. Lieber beschäftigte ich mich mit Wurfgeschossen oder Katapulten aus Lehm und jagte meinen Spielkameraden hinterher, bis ich vor lauter Lachen Seitenstechen bekam, baute mir Verstecke und lief halb nackt herum, sogar im Winter.

»Du kleiner Wildfang!«, schimpfte meine Mutter und versetzte mir einen Klaps aufs Hinterteil. »Zieh dir um Himmels willen etwas an, Isabelle«, fuhr sie mit der ganzen Strenge fort, die ihr scharfer französischer Akzent zuließ, als glaubte sie, dass sie mich zwingen könnte, mich zivilisiert zu benehmen, indem sie mich mit der Uraltversion meines altmodischen Vornamens ansprach. Doch das funktionierte so gut wie nie.

Meine Freunde nannten mich Izzy: Es entsprach meinem chaotischen Temperament, immer in Bewegung, immer laut, was für eine Strafe!

Im Garten hinter dem Haus spielten meine Freunde und ich Cowboy und Indianer, Zulus, König Arthur und Robin Hood, bewaffnet mit Bambusstöcken, die wir aus dem Gemüsebeet klauten und zu Schwertern, Speißen und phantasievollen Pfeilen und Bogen umfunktionierten. Bei Robin Hood bestand ich darauf, einer von seinen Gesetzlosen zu sein oder sogar

der Sheriff von Nottingham: alles, bloß nicht Maid Marian. In sämtlichen Versionen der Legende, die ich kannte, tat Maid Marian nicht viel mehr, als sich gefangen nehmen und/oder retten zu lassen, und damit hatte ich nichts am Hut. Mir lag nichts daran, die Gefangene zu spielen, die in Ohnmacht fiel; ich war ein Rabauke und wollte lieber kämpfen und mit Stöcken auf andere losgehen. Das war Ende der Sechziger- und Anfang der Siebzigerjahre: Girlpower hatte Maid Marian, Guinevere, Arwen oder die anderen angepassten Heldinnen aus den Legenden noch nicht zu resoluten, tatkräftigen Draufgängerinnen verwandelt. Außerdem war ich im Vergleich mit meinen attraktiven blassen Freundinnen viel zu hässlich, um die Heldin zu spielen. Es machte mir nichts aus: Ich war gern hässlich. Ich hatte dichtes schwarzes Haar, Dreck unter den Fingernägeln und Hornhaut an den Füßen, und genauso wollte ich es. Ich heulte, wenn meine Mutter mich zwang, ein Bad zu nehmen, wenn sie mich mit Wright's Coal Tar Soap bearbeitete oder versuchte, mein verfilztes Haar zu kämmen. Wenn wir Gäste hatten, was gelegentlich vorkam, musste sie sie warnen: »Achtet nicht auf das Geschrei. Das ist nur Isabelle; sie kann es nicht ausstehen, wenn man ihr das Haar wäscht.«

Dreißig Jahre später hätte kein Mensch mich wiedererkannt.

An dem Tag, als ich zum Notar ging, um den Brief in Empfang zu nehmen, den mein Vater mir hinterlassen hatte, trug ich ein klassisches Armani-Kostüm und hochhackige Schuhe von Prada. Mein widerspenstiges Haar war zu einem schulterlangen Bob geschnitten, mein Make-up diskret und fachmännisch aufgetragen. Der Dreck unter den Nägeln war unter einer praktischen, gerade geschnittenen French Manicure verschwunden. Das Komische war, dass ich mich jetzt auf eine Art präsentierte, die meine Mutter rückhaltlos gebilligt hätte, wäre sie noch am Leben gewesen. Es war schwer, die beiden miteinander zu verbinden, selbst für mich, die jeden Schritt

des langen Weges zwischen dem schmutzigen Wildfang von einst und der sorgfältig aufgemachten Geschäftsfrau von heute zurückgelegt hatte.

Der Brief, den mein Vater für mich hinterlegt hatte, war kurz und kryptisch; kein Wunder, er war immer kurz angebunden und kryptisch gewesen.

*Meine liebe Isabelle,
ich weiß, dass ich eine große Enttäuschung für dich war, nicht nur als Vater, sondern auch als Mann. Ich bitte dich nicht um Vergebung, nicht einmal um Verständnis. Was ich getan habe, war falsch: Ich wusste es schon damals, so wie ich es heute weiß. Eine falsche Entscheidung führt zur nächsten und übernächsten; eine Kette von Ereignissen schließlich zur Katastrophe. Hinter dieser Katastrophe verbirgt sich eine Geschichte, aber ich werde nicht derjenige sein, der sie erzählt. Sie ist ein Geheimnis, dem du selbst auf die Spur kommen musst, denn es gehört dir; und ich will es nicht für dich interpretieren oder es dir verderben, wie ich alles andere verdorben habe. So hinterlasse ich dir das Haus und noch etwas anderes. Auf dem Dachboden wirst du eine Kiste mit deinem Namen finden. Darin befindet sich etwas, das du als »Wegmarke« für dein Leben bezeichnen könntest. Ich weiß, dass du dich immer unwohl in der Welt gefühlt hast, in der du aufgewachsen bist, und muss zumindest die Hälfte der Schuld daran auf mich nehmen, aber vielleicht hast du dich unterdessen damit abgefunden. Falls es so ist, vergiss diesen Brief. Lass die Kiste verschlossen. Verkauf das Haus und alles, was sich darin befindet. Weck keine schlafenden Hunde.*

Gebe in Frieden, Isabelle, und mit meiner Liebe. So wenig sie auch taugen mag.

Anthony Treslove-Fawcett

Das alles las ich in einer Kanzlei in Holborn, in Anwesenheit des Notars und seines Kollegen, die mich neugierig beobachteten, knapp zehn Minuten zu Fuß entfernt von dem Büro, in dem ich als gut bezahlte Steuerberaterin angestellt war. Außerdem enthielt der Umschlag einen Satz sämtlicher Hausschlüssel an einem abgegriffenen ledernen Schlüsselanhänger.

»Alles in Ordnung?«, fragte der Notar munter. Komische Frage an jemanden, dessen Vater gestorben war, aber vielleicht hatte er keine Ahnung davon, dass ich meinen Vater dreißig Jahre lang so gut wie gar nicht gesehen hatte, nicht persönlich jedenfalls.

Ich zitterte dermaßen, dass ich kaum ein Wort herausbrachte. »Ja, vielen Dank«, antwortete ich nur und stopfte unbeholfen Brief und Schlüssel in meine Handtasche. Dann riss ich mich zusammen und schenkte ihm ein so strahlendes Lächeln, dass selbst die blinde Justitia geblendet gewesen wäre.

Der ältere Kollege versuchte, sich die Enttäuschung darüber, dass ich den Inhalt für mich behielt, nicht anmerken zu lassen. Er reichte mir eine Mappe mit Unterlagen und begann, sehr schnell zu reden.

Mittlerweile wollte ich nur noch raus. Ich brauchte die Sonne, ich brauchte frische Luft. Ich spürte, wie mich die Wände des Büros mit ihren überquellenden Regalen und massiven Aktenschränken erdrückten. Worte wie »Erbschein«, »gesperrte Konten« und »Rechtsweg« hallten durch meinen Hinterkopf wie das nervtötende Summen von Fliegen. Noch während er sprach, riss ich die Tür auf, trat in den Gang hinaus und floh die Treppe hinunter.

Als mein Vater uns verließ, war ich vierzehn. Ich hatte keine einzige Träne vergossen. Ich betrachtete sein Verschwinden mit gemischten Gefühlen: Einerseits hasste ich ihn, weil er sich aus dem Staub gemacht hatte und uns im Stich gelassen hatte, andererseits packte mich von Zeit zu Zeit auch Trauer um den

Vater, der er mir gelegentlich gewesen war. Zugleich war ich unendlich erleichtert, dass er nicht mehr da war. Es machte das Leben einfacher, allerdings auch kälter und ärmer. Meine Mutter ließ sich den Kummer, den sein Verschwinden ausgelöst haben muss, nicht anmerken. Sie war keine besonders gefühlbetonte Frau, und ich verstand sie nicht: Sie blieb mein ganzes Leben lang ein Rätsel. Mein Vater schien aufgrund seines explosiven Temperaments und seiner cholerischen Gemütsart mehr Ähnlichkeit mit mir gehabt zu haben, doch meine Mutter war kalt wie Eis, frostig, höflich und nur an der Fassade interessiert, die man der Welt zeigte. In puncto Kindererziehung machte sie es sich zur Aufgabe, meine Fortschritte in der Schule, mein Äußeres und meine Manieren zu überwachen. Sie fand offen zur Schau getragene Gefühle vulgär; wahrscheinlich war ich mit meiner Unbändigkeit und meinen Wutanfällen eine schreckliche Enttäuschung für sie. Sie behandelte mich mit einer Art kühler Ungeduld, einer unterdrückten Verzweiflung, und wiederholte ihre Ermahnungen und Tadel ein ums andere Mal, als wäre ich ein Birnbaum am Spalier, der unablässig gestutzt werden muss, damit er den korrekten Vorgaben entsprechend wachsen kann. Einen Großteil meines Lebens hatte ich geglaubt, dass alle Mütter so sind.

Doch eines Tages, als ich aus der Schule kam, war die Atmosphäre im Haus verändert, irgendetwas Bedrohliches lag in der Luft, als braute sich im Innern ein Gewitter zusammen. Meine Mutter saß im halbdunklen Salon; die Vorhänge waren zugezogen. »Alles in Ordnung mit dir?«, fragte ich plötzlich zu Tode erschrocken bei der Vorstellung, ich könnte noch ein Elternteil verlieren.

Ich zog die Vorhänge auf. Das Licht des späten Nachmittags raubte ihrem Gesicht die harten Konturen und verwandelte es in eine weiße Kabuki-Maske, die fremd und verstörend auf mich wirkte. Einen Moment lang saß diese gesichtslose Frau da und starrte mich an, als wäre ich eine Fremde. Dann sagte sie:

»Alles war wunderbar zwischen uns, bis du gekommen bist. Als ich dich zum ersten Mal auf den Arm nahm, war mir klar, dass du alles zerstören würdest.« Sie hielt inne. »Manchmal weiß man so etwas einfach. Ich hatte ihm gesagt, dass ich keine Kinder haben wollte, aber er war wild entschlossen.« Sie fixierte mich mit ihren dunklen Augen, und ich war entsetzt über die stille Bosheit, die ich darin erkannte.

Lange Augenblicke verstrichen; mein Herz schlug wild. Dann lächelte sie und fing an, sich über den Rhododendron im Garten auszulassen.

Am nächsten Tag war sie so wie immer und schnalzte missbilligend mit der Zunge, als sie mich begutachtete: Ich war am Abend zuvor in der Schuluniform eingeschlafen. Sie wollte, dass ich sie auszog, damit sie schnell noch mit dem Bügeleisen drübergehen konnte, doch ich war schon zur Tür hinaus. Seit diesem Tag lebte ich mit dem bangen Gefühl, über einen gefrorenen See zu gehen, mit der Panik, ich könnte durch das dünne Eis brechen und in der trüben Dunkelheit versinken, die ich darunter erspürt hatte. Selbstverständlich wusste niemand von unserer seltsamen, gespannten Beziehung: Wem konnte man davon erzählen, und was gab es zu sagen? Nachdem sich ein Elternteil verabschiedet hatte und ich in steter Angst vor der erschreckenden Kälte des anderen lebte, begriff ich, dass ich auf mich allein gestellt war. Während die Jahre vergingen, konzentrierte ich mich darauf, selbstständig zu werden, nicht nur in finanzieller Hinsicht, sondern auch in allen anderen entscheidenden Bereichen. Um mich vor den Bedürfnissen, Wünschen und Schmerzen zu schützen, existierte ich in einer Blase, in die niemand eindringen konnte.

Doch als ich an diesem Abend am Küchentisch saß und den Brief meines Vaters noch einmal las, wusste ich, dass diese Blase jetzt zerplatzen würde.

Vergiss diesen Brief. Lass die Kiste verschlossen. Verkauf das Haus und alles, was sich darin befindet. Weck keine schlafenden Hunde ...

Hat es je einen Abschiedsbrief gegeben, der so eindeutig darauf abzielte, den Empfänger zu quälen? Was meinte er bloß mit »schlafenden Hunden«? Der Satz ging mir nicht aus dem Kopf. Aber er erfüllte mich auch mit einer mysteriösen, tiefen Aufregung. Mein Leben war so geregelt und langweilig – und plötzlich hatte ich das Gefühl, dass sich etwas ändern würde.

Am nächsten Morgen im Fitnessstudio rannte ich entschlossen eine Stunde lang, machte Kniebeugen und stemmte Gewichte. Dann duschte ich, schlüpfte in ein Chanelkostüm und war genau zehn Minuten vor neun in meinem Büro, so wie an jedem Arbeitstag. Ich schaltete den Computer ein, studierte meinen Terminkalender und machte mir eine Liste mit Aufgaben für den Tag.

Ich hatte in allen Bereichen meines Lebens nach Sicherheit getrachtet, getreu dem alten Motto von Benjamin Franklin, dass nichts im Leben sicher ist, abgesehen von Tod und Steuern. Da ich mich mit dem Beruf eines Bestattungsunternehmers nicht anfreunden konnte, hatte ich mich für das andere entschieden. Als Steuerberaterin eines Großkonzerns folgte mein Arbeitstag einer klaren Routine. An den meisten Abenden verließ ich das Büro um halb sieben, nahm die U-Bahn und den Zug nach Hause, machte mir etwas Einfaches zu essen, las ein Buch, sah mir die Nachrichten im Fernsehen an und ging allein ins Bett, vor elf. Hin und wieder traf ich mich in der Stadt mit einer Freundin. Manchmal fuhr ich zu einer der Kletterwände von Westway oder Castle und kletterte wie ein Teufel: die einzige Konzession an die verlorene Izzy in mir. Und das war mein Leben.

Ich hatte alle Verbindungen zu dem Mädchen gekappt, das ich einmal gewesen war. Außer zu Eve.

Eve kannte ich, seit ich dreizehn war und sie mit ihrem Vater in die Umgebung gezogen war. Eve war all das, was ich nicht war: hübsch, lustig und kultivierter als wir Übrigen, die

damit beschäftigt waren, sich Sicherheitsnadeln durch die Ohren zu stecken und – reichlich spät – bei der Revolution der Punks mitzumischen. Eve trug authentische Bondagehosen von Westwood und zerrissene T-Shirts dazu, die an der Taille kunstvoll verschnürt waren. Dazu das löwenzahnblonde Haar – sie sah aus wie Debbie Harry. Alle liebten Eve, sie aber hatte aus irgendeinem Grund mich als Freundin auserkoren, und jetzt war sie die Erste, die an diesem ersten Samstagmorgen vom Brief meines Vaters erfuhr, der in meinem Leben eingeschlagen war wie eine Bombe.

»Kannst du rüberkommen? Ich brauche moralische Unterstützung.«

Sie lachte am anderen Ende der Leitung. »Dafür brauchst du mich bestimmt nicht! Gib mir eine halbe Stunde Zeit, und ich komme mit unmoralischer Unterstützung. Macht viel mehr Spaß!«

Sie hatte mich auf die Beerdigung begleitet und sich die Augen ausgeweint, während ich die ganze Zeit mit versteinertem Gesicht danebengestanden hatte. Jeder, der mich nicht kannte, hatte sie für Anthonys Tochter gehalten. »Er war so nett, dein Dad«, sagte sie jetzt und drehte die Kaffeetasse in der Hand. »Weißt du noch, wie Tim Fleming mir das Herz gebrochen hat?«

Tim Fleming war siebzehn gewesen, wir dreizehn, er war verrufen, langhaarig und trug eine Lederjacke. Wer sich mit ihm einließ, musste mit allem rechnen, und genau das hatte Eve gewollt und auch bekommen. Ich grinste. »Wer könnte das vergessen?«

»Dein Vater hat mir seinen Blick zugeworfen – du weißt schon ...«, sie neigte den Kopf zur Seite und musterte mich mit einem glänzenden Auge. Es war die groteske Übertreibung seines spöttischen Ausdrucks, aber merkwürdig treffend – »... und gesagt: ›Ein hübsches Ding wie du ist viel zu gut für einen solchen Deppen.« Es war so lustig, ein solcher Ausdruck

und dazu dieser unglaublich vornehme Akzent, den er drauf hatte. Ich fing an zu lachen. Und genau das sagte ich Tim, als ich ihn das nächste Mal sah, weißt du noch? »Ich bin viel zu gut für einen Depp wie dich!«

Ich erinnerte mich, wie Eve an diesem Samstagmittag zu dem Kebab-Imbiss marschiert war, wo Tim Fleming mit seinen Freunden herumlungerte, und ihm diese Worte entgegengeschleudert hatte. Ihr blondes Haar flatterte wie eine Fahne im Wind. Sie war mir so klug und trotzig erschienen, und ich war stolz auf sie gewesen. Doch das Bild, das ich von meinem Vater hatte, wenn ich mich an ihn erinnerte, war ein ganz anderes.

Sie las den Brief, runzelte konzentriert die Stirn und las ihn dann noch einmal. »Irre«, sagte sie schließlich und gab ihm mir zurück. »Eine Kiste auf dem Dachboden, Junge, Junge. Glaubst du, dass die halb verschimmelte Leiche deiner Mutter drinliegen könnte? Vielleicht ist sie ja gar nicht in Frankreich gestorben.« Sie zog eine grässliche Grimasse und sah mich an. Der Eyeliner unter ihrem linken Auge war verschmiert. Am liebsten hätte ich die Hand ausgestreckt und es weggewischt, nicht aus einem unterdrückten erotischen Verlangen heraus, nur wegen meines Sauberkeitsfimmels.

»O doch, sie ist nach Frankreich zurückgegangen.«

Sobald ich auszog, um zur Uni zu gehen, hatte meine Mutter ihren Anteil an dem Haus für eine astronomische Summe an meinen Vater verkauft und war nach Frankreich zurückgekehrt, als wäre sie jetzt aller Verantwortung für mich entbunden. Ich hatte nicht einmal mitbekommen, dass sie noch Kontakt hatten. Ein oder zwei Mal hatte ich sie besucht, bevor sie starb, und jedes Mal war sie so distanziert und höflich gewesen wie eine flüchtige Bekannte. Doch jedes Mal hatte ich auch unruhige dunkle Schatten gespürt, die unter dem gefassten Äußeren lauerten, und gewusst, dass sie mit Zähnen und einer gewaltigen zerstörerischen Kraft ausgestattet wären, falls sie je an die Oberfläche kämen. Vermutlich war es eine Erleich-

terung für uns beide, als ich beschloss, meine Besuche einzustellen.

Eve legte mir tröstend die Hand auf den Arm. »Wie geht es dir mit alledem?«

»Keine Ahnung.«

Das stimmte.

»Ach komm, Iz. Ich bin es, das emotionale Wrack Eve. Bei mir brauchst du dich nicht so zugeknöpft zu geben.«

»Ehrlich gesagt, war es ein ziemlicher Schock, als er starb. Als ich ihn das letzte Mal im Fernsehen sah, wirkte er ganz okay. Aber das Geld aus dem Verkauf des Hauses kann ich gut gebrauchen.«

Einen Augenblick lang sah sie entsetzt aus. Dann schenkte sie mir das strahlende, gezwungene Lächeln, mit dem man einen Dreijährigen belohnt, der gerade versehentlich – oder auch nicht – auf einen Frosch getreten ist. »Wahrscheinlich stehst du noch unter Schock. Manche Leute begreifen sofort, was für ungeheure Folgen der Tod haben kann, bei anderen dauert es einfach länger. Die Trauer setzt erst später ein.«

»Ganz ehrlich, Eve: Das glaube ich nicht. Er ist aus meinem Leben verschwunden, als ich vierzehn war. Dieser verdammte Brief ist sein erster Versuch, Kontakt zu mir aufzunehmen. Was für Gefühle soll man denn für einen Vater haben, der einem so etwas angetan hat? Ganz egal, wie reich er ist.«

Mein Vater war möglicherweise als reicher Mann gestorben, war es aber keineswegs von Haus aus gewesen. Mit Archäologie lässt sich kein Vermögen verdienen. Er hatte eine echte Leidenschaft für längst vergangene Zeiten, nachdem er die moderne Welt als durch und durch verdorben abgeschrieben hatte – nicht verwunderlich für einen jungen Mann, der unmittelbar nach dem Zweiten Weltkrieg erwachsen geworden war, mit allen Schrecken und Grausamkeiten, die die Befreiung offenbarte. Als er meine Mutter in den Fünfzigerjahren bei einer Grabung in Ägypten kennen lernte, hatte er keinen Cent

in der Tasche gehabt. Sie hingegen stammte aus einer aristokratischen französischen Familie mit einem eleganten Haus im ersten Pariser Arrondissement und einem kleinen Schloss in Lot. Zusammen reisten sie durch die ganze Welt, von einer antiken Anlage zur anderen. Sie besuchten die frei gelegte Ziggurat in Dur-Untash und schlossen sich für eine Weile Kelso's Grabung in Bethel an. Sie besichtigten die mit Gipsmasse überzogenen Schädel, die man bei Jericho gefunden hatte, und staunten über die rosenrote Stadt Petra. Sie sahen Imhotep's Stufenpyramide und die Totenstadt Saqqara, schlenderten durch die römischen Ruinen von Volubilis und besuchten die antike Hauptstadt Abalessa des Hoggar-Gebietes. Sie waren, wie sie mir immer wieder erzählten, akademische Nomaden, ständig auf den Spuren der Erkenntnis. Und dann kam ich und machte ihrer lustvollen Suche ein Ende.

Mein Vater fand Arbeit als Researcher, gerade als das neue Medium Fernsehen aufkam. Innerhalb kürzester Zeit planten britische Familien ihren Abend um den Fernseher herum. Wenig später sorgte ein glücklicher Zufall dafür, dass er für einen ausgefallenen Moderator einspringen und dessen einstündige Dokumentation präsentieren durfte. Er machte seine Sache gut; das Publikum akzeptierte ihn und seine leicht altmodische Ausstrahlung als Gelehrter auf Anhieb. Er war attraktiv, aber nicht auffallend, ein Mann, den Frauen gern beobachteten und dem Männer zuhörten. Wenn er über seine Lieblingsthemen sprach, war seine Begeisterung geradezu ansteckend. Er war der David Attenborough der Archäologie; er machte Geschichte spannend, und die Briten hatten schon immer ein Faible für Geschichte; schließlich erhoben sie Anspruch auf große Teile davon. Auf dem Bildschirm strahlte er Jovialität aus und freute sich wie ein Kind, wenn er andere mit seiner Leidenschaft anstecken konnte. Ich erinnere mich an eine Sendung, in der er einen Kurator des Britischen Museums entsetzte, als er den Sutton-Hoo-Helm aufsetzte und ihn dann nicht mehr abneh-

men konnte. Antike Menschen waren viel kleiner als wir, stotterte er, während er sich gleichzeitig bemühte, ihn wieder loszubekommen, und das dunkle Haar nach allen Seiten abstand. Für solche Ausrutscher liebten ihn die Zuschauer; sie machten ihn menschlich und fassbar und brachten ihnen wie von selbst die Themen seiner Sendungen näher. Es war äußerst verstörend, ihn auch nach seinem Tod weiter im Fernsehen zu sehen, als wäre nichts geschehen. Das Schlimmste daran war, dass man nie wusste, wo er als Nächstes auftauchen würde: Er war eine öffentliche Institution, ein nationales Kulturgut. Es war nicht schwer, historische oder archäologische Programme zu umgehen, aber der nächste Sender zeigte einen Spendenaufruf für irgendein gottverlassenes Kaff in Afrika, und plötzlich tauchte er auf dem Bildschirm auf, fuhr sich durch das immer wirrere Haar und rief leidenschaftlich dazu auf, den Menschen zu helfen.

»Komm«, sagte Eve, sprang auf und griff nach ihrer Handtasche. »Wir fahren zum Haus.« Als sie mein Gesicht sah, setzte sie schnell hinzu: »Wir könnten eine Aufstellung des Inventars machen als Vorbereitung für den Verkauf. Instruktionen für den Makler, Zeug, das entsorgt werden muss, so was in der Art. Irgendwann musst du es ohnehin tun, warum nicht gleich, solange ich da bin? Ein bisschen moralische Unterstützung, weißt du noch?«

Ich starrte an ihrer Schulter vorbei in den regennassen Hof, wo sich zwei Katzen anfauchten, eine auf der Mauer, die andere auf dem Dach des Schuppens. Die auf dem Dach hatte die Ohren angelegt, die getigerte auf der Mauer sah aus, als würde sie jeden Moment springen. Ich trat rasch ans Fenster und klopfte gegen die Scheibe. Beide Katzen wandten mir den Kopf zu, ihre gelben Augen funkelten feindselig. Dann stand die auf dem Dach auf, streckte erst die Hinter-, dann die Vorderbeine und sprang mit einem sauberen Satz hinunter in den Innenhof. Die Katze auf der Mauer fing gleichgültig an, sich die Pfoten zu putzen. Menschen: Was wissen sie schon?

In diesem Augenblick fiel mir der Kater ein, den wir in meiner Jugend gehabt hatten. Max, Abkürzung für Doktor Maximus Ibn Arabi, ein geschmeidiges Tier mit riesigen Ohren und einem glänzenden sandfarbenen Fell, ähnlich wie bei einem Wüstenfuchs. Er hatte gern ausgestreckt in meinem Sandkasten am Ende des Gartens gelegen und in die Sonne geblinzelt, als hätte er sich in einer winzigen, aber endlosen Wüste niedergelassen. Als ich acht war, hatte ich meinen Vater gefragt, warum unser Kater einen so seltsamen Namen hatte. Die Katzen meiner Freunde hatten simple Namen wie Blackie, Spot oder Socks. »Das ist nicht einmal sein wirklicher Name«, hatte er mir feierlich erklärt, als vertraute er mir ein lange verborgenes Geheimnis der Welt an. »Und er ist auch kein schlichter Kater. Er ist die Reinkarnation eines antiken Gelehrten, und sein wirklicher Name ist Abū abd-Allah Muhammad ibn-Ali ibn Muhammad ibn al-Arabi al-Hatimi al-TTaa'i. Deshalb nennen wir ihn Max.« Was mich keineswegs schlauer machte. Doch jedes Mal, wenn der Kater mich ansah, hatte ich das Gefühl, dass er mich durch einen Schleier jahrhundertalten Wissens betrachtete. Andere Kinder hätten sich von einer solchen Vorstellung vielleicht ins Bockshorn jagen lassen; ich aber war fasziniert. Ich legte mich Nase an Nase mit Max in den Garten, um zu sehen, ob seine Weisheit auf mich überspringen würde, von einer Spezies zur anderen. Ich hatte nicht nur diesen Kater, sondern auch das Gefühl von Magie, Versprechen und Möglichkeiten vergessen, die er für das Kind, das ich gewesen war, dargestellt hatte.

Als ich mich jetzt daran erinnerte, hatte ich das Gefühl, ein ganz anderer Mensch zu sein als diese naive, vertrauensvolle Achtjährige, doch vielleicht wartete ihr Schatten darauf, sich unter dem Dach meines kindlichen Zuhauses wieder mit mir zu vereinigen. »Na schön«, sagte ich und traf eine Entscheidung, die sich enorm wichtig anfühlte. »Gehen wir.«

ZWEI

Wir nahmen meinen Wagen. Wenn ich bei anderen mitfuhr, was selten genug war, schwebte mein rechter Fuß ständig über einer imaginären Bremse, und ich musste die Zähne zusammenbeißen, um den Fahrer nicht anzuschreien: »Pass doch auf!« Oder: »Es ist rot!« Ich beobachtete die anderen Verkehrsteilnehmer im Rückspiegel und nahm aus dem Augenwinkel jede ihrer Bewegungen vorweg. Es juckte mich in den Fingern, den Gang zu wechseln oder nach dem Steuer zu greifen. Ich war alles andere als ein entspannter Beifahrer.

Bei Hammersmith überquerten wir den Fluss, quälten uns durch den verstopften Kreisverkehr und überholten auf der A40 Richtung West End im Schneckentempo dahinschleichende Wochenendausflügler in ihren Familienlimousinen. Als wir bei Regent's Park eine Abkürzung durch die Seitenstraßen nahmen, stießen wir auf zwei Männer, die dabei waren, ein Kamel in etwas hineinzubugsieren, das aussah wie ein besserer Pferdeanhänger. Oder holten sie es heraus, um es zum Zoo zu bringen? Schwer zu sagen. Das Kamel sah aus, als wäre es mit seiner Geduld am Ende. Es hatte seine breiten gepolsterten Füße auf die hölzerne Rampe gestemmt und bewegte sich weder vor noch zurück. Kurz bevor wir an der Ecke in die Gloucester Street einbogen, warf ich einen Blick in den Rückspiegel, und es stand immer noch da, unbeweglich wie eine Statue.

Zwanzig Minuten später gelangten wir zu dem Haus, nachdem wir auch den Stau in Hampstead Village hinter uns gebracht hatten. Ich war nicht mehr hier gewesen, seit ich mit achtzehn mein Elternhaus verlassen hatte. Damals lag mein

Glaube an eine gütige Welt in einem Scherbenhaufen, und ich besaß nicht mehr als die hundert Pfund, die ich aus dem Arbeitszimmer meiner Mutter hatte mitgehen lassen, um mich über Wasser zu halten, bis mein Antrag auf ein Stipendium bewilligt war. »Gib mir ein paar Minuten, okay?«, bat ich Eve und ließ sie allein im Wagen zurück, den ich in der Einfahrt geparkt hatte.

Das Haus betrachtete mich flüchtig durch seine geschlossenen Läden. Falls es mich erkannte, ließ es sich nichts anmerken. Doch ich erinnerte mich an alles: das Muster der Kletterpflanze, die sich bis zum Giebel hinaufkranzte, die Blätter, die sich im Herbst rot verfärbten, fleckig und schließlich kränklich gelb wurden, bevor sie wie jedes Jahr abfielen und den Rasen im Garten übersäten. Ich erinnerte mich an den Rhododendron, dessen ineinander verschlungene Äste die Höhlen meiner Kindheit verbargen, und die glatten Stellen auf dem Schieferpfad, der zur Vordertür führte und von unzähligen Füßen abgetreten worden war. Es war ein Haus aus der Zeit von King George, und seine Ausmaße gefielen der erwachsenen Frau, die es jetzt betrachtete. Als Kind hatte ich es als unermesslich groß empfunden; jetzt wirkte es stattlich, aber nicht übertrieben verschwenderisch, beeindruckend, aber nicht pompös, als wäre es im Lauf der Zeit irgendwie geschrumpft. Ich betrachtete es nüchtern und wusste, dass ich es verkaufen würde. Ich wollte nicht einmal einen Fuß hineinsetzen. Zu viele Erinnerungen warteten dort auf mich, nicht nur in der Kiste auf dem Dachboden.

Daher folgte ich dem Pfad, der um das Haus herumführte, und starrte auf die vertraute Umgebung, kaum atmend, als könnte jede Bewegung, das kleinste Geräusch die zarten Schatten verscheuchen, die sich noch dort hielten. Ich hatte das Gefühl, wenn ich an der Wand der dichten Eibenhecke vorbeischlüpfte, würde ich mein sechsjähriges Ich überraschen, barfuß und sonnengebräunt, das Haar zu zwei unordentlichen

Squaw-Zöpfen geflochten, das triumphierend seinen neuesten Fund schwenkte – einen teilnahmslosen Wurm oder eine Kröte, die ich kurzerhand aus dem Steingarten gebuddelt hatte. Oder dass ich, wenn ich die Augen schloss, das Johlen und Schreien unserer kleinen Bande hören könnte, als wir mit Spritzpistolen zwischen den Blumenbeeten hintereinander herjagten. Doch das einzige Geräusch, das ich hörte, war der Warnruf einer Amsel oben in der Zeder, melodisch und schrill.

Ich ging weiter in meine Vergangenheit hinein.

Da war der Teich, wo ich stundenlang auf dem Bauch gelegen und das träge Hin und Her des Zierkarpfens in der trüben Tiefe beobachtet hatte; jetzt war die Oberfläche mit Unkraut bedeckt und mit Winden und Rispengras überwachsen. Da war der Steingarten, heute kaum mehr als ein zufälliger, von Efeu, Brennesseln und Löwenzahn überwuchertes Steinhaufen. Mein Vater war kein Gärtner gewesen, nicht einmal in seiner Jugend. Meine Mutter war diejenige, die die Natur auf Abstand gehalten hatte, bewaffnet mit langen Baumscheren, einer Gartenschere und ihren Gartenhandschuhen, wie ein mittelalterlicher Ritter, der gegen einen kleinen, aber lästigen Drachen zu Felde zieht. Es war unübersehbar, dass sich seit Jahren niemand um den Garten gekümmert hatte. Als ich durch das hohe Gras streifte, erwartete ich halbwegs, auf die Reste meines alten Wigwams zu stoßen – Fetzen von ausgebleichtem gelbem Stoff, die von skelettartigen Stangen flatterten wie bei einem Geisterschiff, meinen alten Flickenteppich und die Spielsachen noch da verstreut, wo ich sie plötzlich und unter mysteriösen Umständen hatte liegen lassen. Ich ging bis zu der Stelle, wo er all die Jahre gestanden hatte, doch nicht einmal der verätherisch frische braune Fleck, den er hinterlassen hatte, wenn man ihn abbaute und für den Winter verpackte, war zu sehen. Vielleicht hatte er nie existiert, genauso wenig wie das lachende Kind mit den hellen Augen.

Finstere Wolken hatten sich am Himmel zusammengezo-



Jane Johnson

Die Seele der Wüste

Roman

Taschenbuch, Broschur, 512 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-442-47782-1

Goldmann

Erscheinungstermin: April 2012

Zwei mutige Frauen, ein geheimnisvolles Amulett, eine gefährliche Reise durch das Land der Tuareg

London: Im Nachlass ihres Vaters findet Isabelle Fawcett ein altes Tuareg-Amulett mit einer geheimen Inschrift. Um seinem Rätsel auf den Grund zu gehen, reist sie nach Marokko. Marokko, fünfzig Jahre früher: Die junge Tuareg Mariata verliebt sich in den Krieger Amastan. Als sie mit einem anderen verheiratet werden soll, begibt sie sich auf eine gefährliche Reise durch die Sahara – immer auf der Suche nach Amastan. Je mehr Isabelle über die Geschichte des Amuletts erfährt, desto häufiger stößt sie auf den Namen Mariata. Und schon bald wird deutlich, dass ihrer beider Leben untrennbar miteinander verbunden sind.



[Der Titel im Katalog](#)